

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921**

274 (4.10.1921) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Berliner Maudereien.

Dr. E. S.

Im Ferienonderzug. — Allerlei aus Würzburg.

Der rheinische Dichter Leo Sternberg hat mir einmal in eines seiner Bücher die Widmung geschrieben: In der Heimat ist ein jeder ein Kind! Wenn man den Anhalter Bahnhof in Berlin vor Abgang eines Ferienonderzuges betritt, so ergötzt man leicht in diesen Ausdrücken zu der Feststellung: Schon in dem Ferienzug nach der Heimat ist beinahe ein jeder ein Kindstopp. — Drüben auf dem zweiten Gleise steht der Sonderzug nach München. Bayerische Laute erklingen, Klavier erklingen. Aufpassen und Kopfkissen klappen. Jeder zweite männliche Fahrgast hat seine Tende in „Strachleberne“ angehängt und die weibliche Teilnehmerzahl prant über die runden „Dirndl“.

Man könnte nach alledem glauben, daß gleich hinter Groß-Bichterfelde-Dit die wildesten Alpen mit den schwierigsten Wänden und Kaminen trosten oder die fröhlichsten Almen lachten. Bei uns im badiischen Zug geht es etwas friedlicher zu; aber selbst hier zeigt die sportliche Ausrüstung gar mancher badiischer Seimfahrer, daß offenbar auch der Schwarzwald ein wilderflüteltes, rauhes Gebirge ist. Die Ferne und der Anblick der Berliner Höhenzüge aus prächtigen märkischen Sande schwächt sichtlich die Erinnerung und verdrängt die Höhe und die Gefahren der lieben Heimatberge. Nur die zahlreichen ungebildeten badiischen Landsmann-Kinder brüllen unbeeinträchtigt ihre internationalen Laute in den badiischen Sonderzug!

Solch ein Ferienzug ist übrigens etwas sehr Nettes. Gerührten Herzens feiert man schon am Anhalter Bahnhof ein Wiedersehen mit den uralten Modellen von vormaligen Schwarzwaldbahnwagen, die uns die Karlsruher Eisenbahndirektion fürstlich entgegengebracht hat. Man hätte mirlich nicht gedacht, daß diese abgerackerten Veteranen die rauhe Kriegszeit überstanden haben und sich noch eine Fahrt nach Berlin zu trauen dürfen. Der Fahrpreis ist wohl mit Rücksicht auf die neuneunhundertfünfzigstündige Wickelung der Gledmäher durch diese Wagen wesentlich ermäßigt, und die Fahrkarten sind auf die vorhandenen Sitzplätze festsinnig angeordnet. Wer sechs Säupter, folschlich mit Fahrkarten auszurüsten, vorausführen weis, kann sogar im voraus ein Wagenabteil besetzen. Aus diesem Grunde pflegen sich auch vor dem Fahrkartenschalter aus dem Augenblick geborene Familienbande anzupflanzeln: „Hier noch 2/4 nach Heidelberg.“ „Der nimmt noch 1/4 nach Freiburg an?“ „Die schnelle und schmerzlose Lösung dieser eisenbahnmäßig anerkannten Familienbande bei Erreichung des Fahrzieles wird sicherlich allen Bestürzten einer rein zivilrechtlichen Seite als Antipora dienen.“

Würzburgal Die Sonne strahlt lichte auf das behagliche Maintal. Es sind die stillen Späthommertage, in denen die ardebe geheimnisreiche Werkkraft der Natur an den grünen Klüffen einen eins ihrer freundlichsten Wunder vollzieht, diemell die warmen Sonnenstrahlen in den schwellenden Weintrauben den köstlichen Saft heranreifen lassen. Wie ein süßer Duft langsam verweht Weinblüte und kommende fröhlich trunkenen Motes schwebt es über dem Sang der alterabtrauen Marienfeier; wie in leiser seltener Betäubung schweift das Auge über die alte Brücke hinüber auf die türmerische Frankentadt, Wohlbehagen und frohenstimmige Lebensfreude scheint über den alten Würzburger Wiebeln zu schweben; erhabene Lebenslust und Pracht öffnet die Reußen, die köstliche Schöpfmeßen oder heterofrohen Barock- und Rokokoformen. Dit schwingt sich überraschend tief ein luftiges Rokokoispiel in alte gotische oder Re-

nassancemotive hinein. Inmitten all dieser Pracht sprechen in allen Straßen aus den Gängen der kunstfertigen Färktischöfe Johann Philipp Franz und Friedrich Karl, Grafen von Schönborn, ihre Tore, um als Volksmuseum dem haur-nden Auge ihre Wunder zu entbullen. Zwar die sommerliche Balthasar-Neumann-Ausstellung ist jetzt geschlossen; aber in dem Bau bleibt auch ohne jede museumhafte Kutat (oder Veruntaltung) des Herrlichen überaus zu rüch. Allein das grüne Spielfeld, in dem ein schlemmerhafter Kunstsin den Silbergrund mit leichten grünen Farben überdeckt und damit einen wunderbaren arünen Metallglanz wachgeküßt hat, lohnt die Wanderung durch die 319 Gemächer und Säle. Vor manchen Taten des unerhöchlichen Baumeisters Balthasar Neumann, des Bildhauers Wüvera, des Stuckateurs Bossi, des Malers Tiepolo und ihrer Helfer verstimmt allerdings der neuzeitliche mit Genenwartisfragen beschwerte Sinn. In dem weihen Saal beispielsweise kann das Auge den tolltrunkenen Rokokoformen, den wilstanzenden, nedenden, baldenden und fliehenden Biegungen und Bindungen der Hierungen nicht mehr fröhlich folgen. In dem Spiegelaal, der dem Beschauer fast stets einen gewohnheitsmäßigen Auf der Heberatschung zu entlocken pflegt, wird mir selbst bange und unbehaglich vor dieser Fülle von Bildern und Bildern auf Spiegeln und Spiegeln. Viel weleensverwandter und gegenwartisnäher empfunden man sogar die strengeren Formen des klassizistischen Rokoko im sogenannten Jagelheimer Bau.

Unten aber in den sieben Meter hohen Kellergewölben schlummern fast an Fuß die duftenden Kinder der fränkischen Weinberge. Behaglich klopft der Kellermesser an das reichgeschmückte eichene Gefäß! Hier ist noch Vorrat für manchen guten Schind und Raum für manchen Tropfen des reifenden Jahrgangs 1921!

Im Schatten einer Kirche birat sich eine kleine ungeborene Kneipe, vielleicht 3/4 Meter breit und 6 Meter tief; der Schanzplatz mag mit seinen Krügen und Gläsern gut und gern einen starken Quadratmeter bedecken. Aber von morgens bis abends drängen sich die biedereren Ortskäfte, und wenn so an die 50 Männlein und Weiblein engagiert der Vertikung von Wein, Wost, Bier, Tellerfleisch und Weiswürsten mit emsiger Sachkenntnis obliegen, dann heißt es übereinstimmend: heut is es aber wieder a'mittlich! Die schönste Blüte des engen Lokalspatrisimus feiert hier seine Feststunden; sofern so etwa um 10 Uhr abends einer der handhaftesten Ortsbürger den Ruf ertönen läßt: „A vielleicht a Preuß da?“, so meldet sich vorsichtigerweise niemand. Ein lautes Mischmaich von bairischen Mundarten, vorab die fränkische, schwirrt durch den Tabaksalz, und jeder mannhafte Redner ist überaus, daß er selbst am fröhlichsten sei, wenn er möglichst viel Lärm mache. „Wir san halt a'mittlich, wir Bayern!“ tönt's beständig und selbstüberzeugend aus jeder Ecke. Troddem laert eine düstere Wolke mihleiebiger Politik über der lachenden Volksseele und die bauerliche Gemütslichkeit bleibt daher — selbst in dieser anheimelnden Zustuchshätte des notleidenden Bürgertrums — so ein ganz klein wenig Theorie. „Ja wir in Würzburg! Dös is a andere G'sicht als in Würzburg, in dem verpreuhten Kommunismene! Wir! In 3 Stunden hab'n wir damals d'Revolution niederg'schlag'n!“ Man möchte gerne sagen: „Ja, aber...“ doch der Einspruch wäre zwecklos, denn der Strom der eianen Selbsttreue raucht unaufhaltsam weiter. Amischen-demein meldet sich allerdings gelegentlich eine kleine Selbstbetrachtung: „Und als endlich unser geklebter Landsmann, der Herrling, der alte Trottel, um Kaiser a'macht word'n is, da war die G'sicht gleich ganz verrat!“ Ein

würdiger sechster Stammasst redt sich gewaltig gegen einen Widersacher: „Sie! Sie brauch'n sich schon gar nix einzubilden. I hoas Herrmann, und meine Vorsahr'n san schon im Teutoburger Wald a'storb'n!“ — „An die Preußen! I hab' nix aea'n'fiel Gott bewahr! Aber alles woll'n die Malefiz'n allein regier'n! G'wis! I kann d' Preußen redt auf leid'n, redt auf! Aber der Teufel soll sie all'amt holen!“ — „Was? G'flob'n is der Kaiser? Ja, hab't's Ihr denn die Memoiren vom Bethmann nit a'les'n? Im Demb und in der Zivilhos' hab'n's ihn widerwiltig in den Zug nach Holland einzwängt!“ — „und überhaupt! Sie!! I hoas Herrmann, un meine Vorsahr'n san schon im Teutoburger Wald a'storb'n!“

Der Most zu vier Mark und der gute alte Krankenwein, das Viertel zu fünf Mark, sind ausgedehnt. Das Tellerfleisch für 6 Mark fättigt auch den härtesten Eßer. „Uns geht's hier beikamm'n no nit so ganz schlecht“, meint ein Ehrlicher. „Schau'n“, erläutert ein geplauter Beamter hinter seinem goldenen Weinrömer, „ich bin Vorstand von einem Amt, aber mein Amtsdienst hat mehr Gehalt als ich. Warum? Darum! Weil er halt a Kinderfabrik etabliert hat u. dafür seine Staatszulag' bezicht!“ — „Ja, ja, ganz a'wis! Deutschland geht ganz nett vorwärts, ganz nett! Die erst Milliard' hab'n wir spielen a'macht, ganz spielend; die zweit' zahl'n mer no leichter, ganz a'wis, no leichter, und im Frühlahr san mer hernach pleite.“ Hinter einem beruhigenden Schoppen Bier feucht ein Zweifler: „Rest schreiben's in der Zeitung, daß auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 10 Liter Wein kommen. Gernach möcht' i nur den schau'n, der meine 10 Liter trinkt!“ — „un meine Vorsahr'n san schon im Teutoburger Wald a'storb'n. Sie!“

Wie anders sind, so rein äußerlich genommen, die Menschen hier als in Berlin. Selbst die Barock- und Rokokoformen, die doch auch in Berlin, beispielsweise in dem herrlichen Charlottenburger Schloß, köstliche Wäiten spenden, sind hier lebhafter, ansehnlicher, lebensstrender. Aber schaut man nur so ein klein wenig tiefer in die Menschen hinein, so erseht der Unterschied nicht so gar bedeutend. Fast möchte man mit Schillers philosophierendem Hauptmann sagen: „Die Menschen sind überall gleich! Nur wo viele Bekannten sind, da gibt es halt ein Gedränge!“

Die Sufomore von Karlsruhe.

Von Moissin Max.

Wie? Sie haben hier noch keine Sufomore gesehen? Armer Tropf! Ich für meinen Teil kann morgens nichts arbeiten, wenn ich mich nicht zuvor an dem Anblick einer Sufomore erfreut habe. Das heißt, so ganz richtig ist dies wohl nicht. Bei allzu schlechtem Wetter nämlich benutze ich zum Gang nach meiner Schreibstube soweit als möglich die Arkaden, da mein letzter Regenschirm recht baufällig geworden ist und an einem Ort bei den jetzigen Reikälften nicht zu denken ist. Ueberdies sind Arkaden auch was Schönes und recht Wohlklingendes, wenn sie auch lange noch keine Sufomore sind. Also bei schönem Wetter muß ich vor Arbeitsbeginn unbedingt eine Sufomore gesehen haben. So was gibt's doch hier gar nicht, meinen Sie. Nun ja, so eine ganz richtiggehende Sufomore gibt's hier, wie ich wenigstens annehme, freilich nicht. Aber gehen Sie doch mit mir oder besser hinter mir her durch den Schloßgarten, über den Schloßplatz oder wo sonst schöne Bäume wachsen. Sehe ich dann so ein recht kräftiges, etwas ausländisch anmutendes Prachtexemplar einer Mäuze, so ein feinklätteliges, aber riesenhaftes, mimosenartiges Gewächs, einen breitblättrigen, weitläus-

ladenden Tulpenbaum oder sonst einen merkwürdigen Baumriesen, sehen Sie, dann rufe ich halt, natürlich als wohlzogener Mensch nicht allzu laut aus: Oh, die prächtige Sufomore! Dann gehts befreitigt zum Dienst. Lange suchen brauche ich meine Sufomore jetzt nicht mehr; wenn man sich so ein paar Jahre hier herumgetrieben hat, weiß man ja, wo die schönsten Stücke zu finden sind. Aber man muß halt immer wieder erpaunt sein, wenn man plötzlich und ganz unerwartet so eine herrliche Sufomore vor sich sieht. Sonst wär's ja auch nicht zum Aushalten! Es gibt so manche Sufomore, lieber Freund, man muß sie nur zu finden wissen.

Wie eigentlich eine richtige Sufomore ausseht, wollen Sie noch wissen? Ja, mein Lieber, das weiß ich selbst nicht mehr, wenn ich es überhaupt je gewußt habe; nur der Name Klingt mir noch so schön im Ohr und zum Nachschlagen im Konversationslexikon habe ich jetzt keine Zeit. Ich weiß nicht einmal, ob sie sich mit „g“ oder mit „i“ schreibt; aber das ist ja auch gleichgültig.

Kleines Feuilleton.

Ein zwölfjähriger Patriarch. Bei der Feier der Thronbesteigung des Königs Festal von Mesopotamien erreagte besonderes Interesse die Anwesenheit des Patriarchen der Nestorianischen Christen. Wie in der Zeitung „Al Mosattam“ berichtet wird, hatte man allgemein erwartet, einen alten ehrwürdigen Priester zu finden, und man war nun nicht wenig überrascht, daß der Patriarch sich als ein zwölfjähriger Junge darstellte, der in kostbare kirchliche Gewänder gekleidet war. Die Erklärung für das Auftreten dieses jugendlichen Patriarchen ist darin zu suchen, daß das Patriarchat der Nestorianer seit 400 Jahren eine erbliche Würde ist, die immer auf den ältesten Sohn einer bestimmten Familie übertragen wird. Nebenfalls ist der gegenwärtige Patriarch der jüngste Kirchenfürst der Welt.

Das dich das Mäuschen heißt! Als eine tomische Bewünschung hört man häufig diesen Ausdruck und wundert sich, daß gerade die harmlose Maus, die doch nur Wadstücken einen ungefährlichen Schrecken einjagt, in diesem Falle bemüht wird. Weis man aber der Geschichte dieses Ausdrucks nach, so findet man, daß sich hinter dem „Mäuschen“ ein sehr viel schmerzliches Ding verbirgt, nämlich der Ausfall, im Mittelalter die „Mischelst“ oder „Misel“ genannt. „Das dich die Mischel“ war ein schwerer Fluch, den in längst vergangener Jahrhunderte einer gegen den anderen schlenberte, und es ist dabei wie bei dem heute noch beliebten „das dich die Krän' hole“ zu ergänzen. Nicht nur eine beliebige Krankheit, sondern die grauigste von allen, den Ausfall, nämlich man dem Feinde auf den Leib. Aus dem langen mittelhochdeutschen i in „Mischel“ ist dann e geworden, und vom Meißel war der Beag nicht weit zu Mäuschen, das man dann, das Mischelverständnis fortsetzend, mit dessen zusammenbrachte. Wohl keiner, der heute sagt „Das dich das Mäuschen heißt!“ ahnt, welche eine grauliche Bedeutung diese Redensart ursprünglich befaß.

Humor.

Am Konstanzer Hafen betrachten zwei Schwaben die dort liegenden Dampfschiffe und stellen dabei fest, daß das Würtemberger Schiff „Stadt Friedrichshafen“ noch das unverlebte Wappentamt der Königskrone trägt, während am badiischen die beiden Greife zwar noch das Wappenschild, aber keine Herzogskrone mehr hüten. Da meint der eine der Schwaben: „Jeh schau die Badenier an: des onschuldig Krönle hent je wegg'fäbelt, aber ihre zwot a'kräftige Geierköp' send no do...“ (Eimpl.)

Loje Gedanken über Ferien und Glück.

Von Gabriele Reuter.

Die Ferienreisenden sind heimgekehrt und vielen hat dieser, der Ernte so unanständige Sommer köstliche sonnenstrahlende Stunden geschenkt. Andere sind enttäuscht — was war es denn auch? Im Grunde Plage, Mühe — unverhältnismäßige Kosten, um das bishigen Vergnügen zu erlangen. Und schließlich war die Erholung mäßig, vorzüglich bei denen, die mit Saal und Bad, mit Kind und Regel fuhren und den ganzen Urlaub mit hinausgeschleppten zur Natur. Diese „Natur“ — die, seien wir ehrlich o meine Freunde, für unendlich viele Menschen ein konventioneller Begriff, aber durchaus keine Grundumschau ist. Doch wer magte sich und anderen zu gestehen, daß die Betrachtung eines schönemachenden Baumes, das Träumen neben einer blühenden Wiese seiner Seele kein Labial ist? Eher noch magte er zu sagen, daß er kein Verhältnis zu Goethe habe. Weides ist an sich noch kein Charakterfehler. Es gab sehr kultivierte Wölfer, die durchaus keine Liebe zur Natur empfanden, in dem Sinne, wie die heutigen Menschen sie fühlen — oder zu fühlen vorgaben. Warum in diesem Punkte nicht ehrlich sein? Ehrlichkeit gegen sich selbst ist die Hauptbedingung zu jedem behaglichen Glückseligwerden. Erlebe es nicht für Postheit gegen dich, wenn dein Nächster sella ist auf einsamen Wegen, im Anshauen der wachsenden und blühenden Dinge, die dich gleichgültig lassen!

— Was ist die Hauptursache der Enttäuschung, die uns Ferien geben können?

Es ist die Erklärung vom Urlaub, die dem Menschen so gut tut.

Will man als Lebenskünstler die Ferien zu erquickenden Glückseligkeiten im aramen Meer des Gleichförmigen anheften, verändern man in dieser Zeit kein tägliches Dasein, so einsamendend, wie es nur möglich ist.

Stählend wirkt nur das Unabwehliche. — Der fetze Würstler gehörte eigentlich in die Fischerhütte — die blutarme Lehrerin in das Schlemmerhotel. Doch laßt uns keine Parado-

zen aufstellen! Es ist ja nicht anzunehmen, daß besagter Würstler sich von der Wahrheit dieses Satzes übermäßig, bereit finden würde, auf seine Kosten den vorgeschlagenen Tausch anzunehmen.

Wichtig ist die Einstellung des normalen Ferienreisenden zur Familie. Wie läßt man sich da um das Glück herum, das vier Wochen Einamkeit — Unabhängigkeit — Freiheit unter schlichten Reisebekanntschäften geben könnten. — Der Gatte kann die Gattin, die Frau den Mann nicht entbehren. Die Kinder brauchen die Eltern. — Jeder hält sich für den einzigen Freundenerzeuger für die anderen! Jeder respektierte ein Opfer, das wohl verlangt und angenommen, doch im heimlichsten Herzen kaum gewöhnt wurde!

Die tiefe Wahrheit des Wortes: „Glück ist, wenn nichts geschieht“ kann der Mensch nur erproben, sobald die großen und kleinen Reibereien der Familienketten von der Seele abfallen. Welche himmlische Ruhe gibt beim Deffnen der Augen am Morgen das Wissen: du kannst schlafen, solange du willst — frühstücken, wann du magst — zu Haus bleiben oder spazieren bummeln, wie dich gerade die Laune treibt. Niemand verlangt Dinge von dir, zu denen du Liebe, Pflichtgefühl, Energie und noch fondroid viel Tugenden zusammenstellen mußt. ... Ja auch die leise Sehnsucht, die sich ab und zu meldet, ist eine kleine Würze.

Und auf der anderen Seite: Glück ist auch das Neue — ist Verewnung — Entsonst, ist ungewohntes Erlebnis, das zu einem Bad der Wiedergeburt werden kann!

— Doch wer liebt die Persönlichkeit seines Nächsten so selbstlos, um ihm das Glück der Ferien vom Heim ohne Tränen, ohne Sehnen, ohne Herrscherankünfte zu gönnen?

— Es wird damit hier nicht etwa der ebeltchen Treulosigkeit das Wort geredet. Aber leider bewachen Menschen, die zusammen gehören, mit Eifersucht und Mißtrauen auch jeden geistigen Einfluß, der von irrand woher wehend, die eigene eng umdränkte Nachschäre sichtbar bewegen oder durchkreuzen könnte! Wie ärgert und irritiert Vater und Mutter gerade auf Rei-

den das Unberechenbare, was an ihre Kinder herantritt. Dabei gilt das Gesetz des Hauses, der Stille des Verkehrs, der durch Jahre gebildet, unabänderlich scheint. Und wie feucht man's junacs Hera, manche bewiesliche junge Phantastie unter solchem Ehr, selbst wenn sie ihn als gut und vornehm anerkennen muß. Aber das Kind braucht vielleicht gerade etwas anderes — etwas Derberes oder Barteres — etwas Tieferes oder Karbiqeres, als das Elternhaus ihm bieten mag. fühlst es zur eianen Entfaltung als notwendig. Dabei kann das Erriarte nicht geändert werden. — Ferienstille ist eine Verführung, eine Verdrühtung durch andere Kreise, andere Gelfesart, andere Weltansfassung. Wieviel Glück können Eltern ihren Kindern schenken, indem sie ihnen vertrauen, sie die eigenen Wege gehen lassen. Doch Gefahren lauern. Gewiß! Jede Vergrößerung, jede Wafersahrt birat auch Gefahren. Alle Freuden des Lebens werden an Markanden gepflückt! Eine geistige Entfremdung kann eintreten. Sie wird durch Vertrauen und Dankbarkeit beiegt — und beim Wiedersehen leat jeder aus der Fülle des Gewonnenen reiche, frische Gaben auf den Tisch des Hauses!

Sind dies alles nicht veraltete Sragen? Die Jugend geht ja längst ihre eigenen Wege. Das schon — aber die Alten fügen sich nur höhnend dem „Mug“. Und die Jugend hat nicht die Verewnung: Die meine Kindheit behüten, lassen mich frei gewähren, weil sie in mir nicht nur ihren Erbteil, ihr Eigentum lieben, sondern eine lebendige sich entfaltende Person, oder ein Peridöndchen, an deren Wachstum sie sich freuen, auch wenn die Blüten, die das junge Bäumchen treibt, ihnen fremdarta dänken.

— Aber die Kinder? Die Unfüggen — sie san' man doch nicht frei gewähren lassen? Sicher nicht. Auch die Vogelmutter lehrt ihrer Brut das Fliegen. Nichts falscher als jener mihverstandene Persönlichkeitsabgendienst, der schon das Kind um seinen Rat fragt. Ein Kind muß gehorchen — mit Respekt vor der Freiheit und dem Wohlbehagen der Erwachenden lernen. Für seine Gefühle sollten Eltern freilich eine

feinere Bitterung haben, als es häufig der Fall ist. Das gilt für den Urlaub.

Aber da sind nur die Ferien. Wie werden sie den armen Kindern oft zu einer Hölle der Langeweile gemacht durch anstaltliche, forsende Eltern. Auch das Kind braucht zu seinem Glück das Neue — die Sensation — das Abenteuer. Man gönne sie ihm. Gönne ihm Bekanntheit, Kameradschaft mit Dorfkindern, freie Spiele in freier Natur, wolle seine Wünsche nicht nach den eigenen dressieren. Es gibt Kinder, die ein unendlich feines Naturgefühl haben, und es ist doch dem der Erwachenden ganz unähnlich — ihr Herz füllt sich mit stauender Begeisterung bei der Beobachtung einer Raupe und bleibt stumm vor Gletschern und berühmten Aussichtspunkten. In einer paradiesischen, noch sehr wilden Gegend Italiens wurde ein kleines Mädchen gefragt, ob es nicht glücklich sei, in so viel Schönheit zu leben? Es schüttelte den Kopf und laute bescheiden: „Aß mag das alles hier nicht. Ich mag kleine Wäldchen, wo man durchwandern kann, und Felder, wo was wächst, und Apfelbäume.“ Und ein anderes Kind sagte mit tiefbetrümmertem Ausdruck: „Rest sind bald wieder Ferien.“ — „Aum, freust du dich nicht? Da floa ein unbeschreiblicher Zug von Schanden über das Kindergeicht und es sagte leise: „Nein, ich freue mich nicht. Da gehen wir ans Meer, und ich traule mich so vor dem Meer. Wir gehen immer ans Meer...“ Freund ein Arzt hatte vielleicht für seine schwachen Nerven das Meer empfohlen. Und weder Vater noch Mutter hätten, woran es lag, daß all die Ferienfahrten dem Kinde nichts nützten.

Die Wäldchkeiten, Ferienstille zu finden, sind heute beschränkter als je zuvor. Die Kunst, es für sich selbst und die Seinen zu finden, ist nicht leicht. Dit ist das Teure nicht das Weite, die Ferne nicht das Errebenswerte. Ein Stückchen persönliche Freiheit für einen jeden läßt sich mit gutem Willen auch ohne große Mittel schaffen. Und wann wäre der Wille bereiter, einen neuen Weg zu suchen, als in den Augenblicken, da es einem noch frisch in der Erinnerung steht — wie man es falsch gemacht hat!

